

Wörter aus der Fremde

Für Ernst Müller

Falko Schmieder, Georg Toepfer (Hg.)

Wörter aus der Fremde

**Begriffsgeschichte
als
Übersetzungsgeschichte**

KULTURVERLAG KADMOS

Das dieser Publikation zugrunde liegende Forschungsvorhaben wurde vom Bundesministerium für Bildung und Forschung unter dem Förderkennzeichen 01UG1412 gefördert.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Copyright © 2018, Kulturverlag Kadmos Berlin
Wolfram Burckhardt

Alle Rechte vorbehalten

Internet: www.kulturverlag-kadmos.de

Gestaltung und Satz: readymade, Berlin

Umschlaggestaltung: readymade, Berlin

Umschlagfoto: Susanne Nilsson, CC BY-SA 2.0 (in Blau eingefärbt), <https://flic.kr/p/J3kySY>

Druck: Standart

Printed in EU

ISBN 978-3-86599-373-1

SOZIAL. BEMERKUNGEN ZU EINEM HEIMLICHEN GRUNDBEGRIFF

CLEMENS KNOBLOCH

Ein heimlicher politischer Grundbegriff der vergangenen 150 Jahre, der durch seine Allgegenwart nachgerade unauffällig und in seinen weitreichenden Wirkungen unterhalb der Wahrnehmungsschwelle geblieben ist, ist der Begriff des ›Sozialen‹. Und während der vom ›Sozialen‹ abgespaltene ›Sozialismus‹ (nebst den anderen Angehörigen der Wortfamilie: Sozialist, sozialistisch etc.) in allen großen begriffsgeschichtlichen Handbüchern prominent vertreten ist, bleibt das bescheidene Adjektiv ›sozial‹ meist im Hintergrund der historischen Aufmerksamkeit. In der semantischen Opposition von ›sozial‹ und ›sozialistisch‹ ist heute das einfache Adjektiv mit einem weitestgehend einwandsimmunen positiven Wertakzent versehen: ›sozial‹ möchte heute so gut wie jeder sein, aber ›sozialistisch‹ steht für ein im medialen Interdiskurs weitgehend geächtetes, mit negativen Wertakzenten versehenes und eher exklusives Glaubensbekenntnis. In kaum einer hochrangigen Selbstbeschreibung der westdeutschen Nachkriegsgesellschaft fehlte das Adjektivattribut ›sozial‹: Die BRD ist ein »sozialer Rechtsstaat«, das gesellschaftliche System gilt als »soziale Marktwirtschaft«, hinter der Forderung nach »sozialer Gerechtigkeit« und »sozialer Demokratie« versammeln sich buchstäblich alle Parteien, von der CDU/CSU über die Sozialdemokratie (die das ›Soziale‹ im Namen führt! – die CSU auch) bis hin zur heutigen Linkspartei, die das ›Soziale‹ als ihren *Markenkern* ansieht, und auch die AfD dürfte nicht das geringste Problem mit dieser programmatischen Forderung haben. Alles ›Unsoziale‹ ist unbedingt bekämpfenswert, gleich wo wir schauen und wen wir fragen. Mit dem Ende des Kalten Kriegs ist die Opposition von ›sozial‹ und ›sozialistisch‹ evaluativ die von gut und böse, auch wenn neuerdings von linken Politikern (Bernie Sanders, Jeremy Corbyn) erprobt wird, ob sich die positiv-programmatische Resonanz von ›sozialistisch‹ wiederbeleben lässt.

Vom vermeintlichen deutschen Äquivalent ›gesellschaftlich‹ hat sich ›sozial‹ semantisch und pragmatisch weit entfernt. ›Gesellschaftlich‹ bleibt das, was Linguisten ein Relationsadjektiv nennen, abgeleitet von einem Substantiv und dieses attributiv vertretend. ›Sozial‹ hingegen ist zwar *auch* Relationsadjektiv, lagert aber darüber hinaus reiche und vielfältige konnotative und evaluative Bestände an. Das Lateinische *socialis* wird in besseren Wörterbüchern geführt mit den Bedeutungen: »die Gesellschaft betreffend«, »gesellig«, »ehelich«, »die Verbündeten betreffend«, »durch Vertrag verbunden«, aber neben diesen relationsadjektivischen Bedeutungen geht es schon früh auch auf die ethisch-moralische Seite dieser Beziehungen.

Die programmatische Allgegenwart des ›Sozialen‹ nährt den Verdacht, wir hätten es hier mit einem leeren und nichtssagenden Plastikwort zu tun, das vielleicht gebildete Dignität und moralisches Engagement vortäuscht, aber semantisch durchaus nicht zu fassen ist, weil es eben nichts Bestimmtes zu bedeuten vermag. Meine These ist hingegen, dass ›sozial‹ in den Jahren um 1900 zu einer semantischen Chiffre wird, in der sich die Erfahrung reflexiv verdichtet, dass die dringlichsten Probleme der industriekapitalistischen Entwicklung diejenigen sind, die durch diese Entwicklung selbst erst hervorgebracht werden. Platt gesagt: die unbeabsichtigten Nebenfolgen des allgemeinen Fortschritts: Pauperisierung breiter Bevölkerungsschichten, Landflucht, Proletarisierung, Stockungen im Warenabsatz, Armut- und Elendsseuchen, Analphabetismus etc. müssen sowohl ›staatlich‹ als auch ›gemeinschaftlich‹ bearbeitet werden. Mittels ›sozial‹ erhalten all diese (im Schlagwort der »sozialen Frage« resümierten) Probleme so etwas wie eine Adresse. Und fortan wird ›sozial‹ programmatischer Bezugspunkt all dessen, was sich auf die unerfreulichen Folgen und Begleiterscheinungen der kapitalistischen ›Entwicklung‹ bezieht. Es wird kompensatorisch, es wird (linguistisch gesprochen) nicht nur zum Relationsadjektiv, sondern zu einem pauschalen Verweis darauf, dass die qua ›sozial‹ modifizierten Nominalphrasen (bzw. das, was sie nennen) einen Bezug auf das Problem der gesellschaftlichen Kohäsion haben. Diese Facette fehlt naturgemäß völlig im lateinischen *socialis*, das die ausdrucksseitige Quelle des heute in vielen Sprachen vertretenen Internationalismus ›sozial‹ ist.

Der Vollständigkeit halber ist hier anzumerken, was schon Hannah Arendt notiert: Die seit Thomas von Aquin (*homo est naturaliter politicus, id est socialis*) kanonische Gleichsetzung von ›politisch‹ und ›sozial‹ ist fehlerhaft und schon darum historisch hoch signifikant.¹ Sie zeigt nämlich, dass im 13. Jahrhundert die Bedeutung des Griechischen *politikon* ebenso untergegangen war wie die alte Bedeutung des Lateinischen *socialis*, das – ohne griechische Entsprechung – zunächst ein bloßes Zweckbündnis zwischen Individuen meint (zur Gewinnung von Macht oder Vorteilen für die *socii*). Dass die Menschen ›von Natur sozial‹ seien, kann man erst viel später meinen. Insofern zeigt der Siegeszug von ›sozial‹ seit der Mitte des 19. Jahrhunderts auch als Indikator nachdrücklich die Ablösung der staatlich-politischen Eigensphäre durch den neuen Gott ›Gesellschaft‹. Und für dessen Inthronisierung spielt Jean Jacques Rousseaus *Contrat social* eine nicht minder wichtige Rolle als die ursprüngliche Akkumulation und kapitalistische Industrialisierung. Die umfassende Politisierung des ›Sozialen‹ ist ein Kind des modernen Kapitalismus.

Materiell ist es der Vorsorge- und Wohlfahrtsstaat, der in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Verhältnisse hervorbringt, welche ›sozial‹ zugleich anspricht, verrechtlicht und moralisiert.² In deutlicher Abgrenzung von liberalen wie von sozialistischen Staatsvorstellungen mutiert der (spätere) Wohlfahrtsstaat zu einer gigantischen Versicherung, die den Einzelnen im Tausch gegen ein anerkanntes

Recht auf Lebensunterhalt in eine Ökonomie wechselseitiger Verpflichtungen einbezieht, in dem die individuelle Vorsorge zugleich obligatorisch und staatlich organisiert wird.³ Das ist die Voraussetzung dafür, dass der spätere Wohlfahrtsstaat seine Macht gegenüber der Öffentlichkeit dadurch legitimiert, dass er seine moralische Zuständigkeit für den gesellschaftlichen Zusammenhalt erklärt. Insofern ist es bezeichnend, dass bei Marx und Engels in den 1840er Jahren ›sozial‹ selten vorkommt: Für das Relationsadjektiv gebrauchen sie ›gesellschaftlich‹ und für das programmatische Wertwort ›sozialistisch‹.⁴

In der wort- und begriffsgeschichtlichen Sekundärliteratur zu ›sozial‹⁵ herrscht weitgehend Einigkeit darüber, dass sich die moderne Konstellation der Verwendungsweisen des Adjektivs erstmals in der Mitte des 19. Jahrhunderts konfiguriert. Markant ist vor allem der Umstand, dass sich erst im Kontext von kapitalistischer Industrialisierung und Arbeiterbewegung ›sozial‹ auflädt mit den Konnotationen von Armut, Elend, unteren Schichten und Klassen – und von Klassenkampf. Zuvor waren Lesarten gebräuchlich, in denen ›sozial‹ sich ausschließlich auf die herrschenden Oberschichten, auf deren geselligen Verkehr, auf deren kulturelle Zugehörigkeitsnormen und Werte bezog, also auf zivilisierte, gepflegte Geselligkeit. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts avanciert ›sozial‹ zu einem hoch aggregierten semantisch-pragmatischen Komplex, in dem sich ganz widersprüchliche Konnotationssphären überlagern. Ich nenne nur die wichtigsten (die Trennung der Bereiche ist selbstverständlich ganz künstlich, typisch ist deren konnotative Überlagerung!):

- [a] Armut, Unterklasse, Elend
- [b] Wohlfahrt, Hebung und Verbesserung der wirtschaftlichen, kulturellen Lage der Unterschichten
- [c] politischer Kampf der Arbeiter und Unterschichten um wirtschaftliche und politische Rechte
- [d] christlich-brüderlich-sozialreligiöse Motive
- [e] staatliche Politik zur Begrenzung von Ausbeutung, Kinderarbeit etc.
- [f] Kooperation, Genossenschaftswesen, Mutualismus

Dieser gesamte Komplex bündelt sich semantisch in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zur »sozialen Frage«. Zimmermann⁶ spricht wohl ganz für die Erfahrung seiner sozialen Schicht und seiner Generation, wenn er hervorhebt, dass um 1900 herum das »Soziale« einen »aufreizenden Geruch«, einen »roten Anstrich« hatte, und dass zu dieser Zeit alles, was wir heute auf das begriffliche Spektrum von Sozialpolitik, Sozialismus/Kommunismus, Arbeiterbewegung, Soziologie, Wohlfahrt, soziale Gerechtigkeit etc. verteilen würden, in den Verwendungen von ›sozial‹ gebündelt war. Analytisches und ethisch, politisch, staatlich Programmatisches sind zu dieser Zeit (und in wechselnden Mischungsverhältnissen bis heute) miteinander vermengt in den diversen Verwendungen von ›sozial‹. Für die deutsche Tradition

mag auch bedeutsam sein, dass in ›sozial‹ die (evaluativ eher kalten, neutralen) Bestände und Bezüge von ›Gesellschaft‹ mit den (eher warmen und heimeligen) Beständen von ›Gemeinschaft‹ zusammenlaufen. In der 17. Auflage von 1973 definiert der *Brockhaus* ›sozial‹ lakonisch so: »1. die Ordnung der menschlichen Gesellschaft betreffend (z. B. Sozialwissenschaften); 2. gemeinschaftsfördernd (z. B. Sozialpädagogik).«⁷ Das ist semantisch nicht zu beanstanden, trennt es doch das evaluativ neutrale Relationsadjektiv ›sozial‹ sauber vom evaluativ moralisierenden Adjektiv gleichen Namens. Beide Lesarten begegnen auch in attributiver Verwendung (z. B. »soziale Minderheit« vs. »soziale Berufe«).

Wenig verwunderlich ist es demnach, dass Zimmermann kurz nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs als seine Alltagserfahrung notiert, »sozial« sei »durch ständigen Missbrauch zu einem wertlosen Allwort abgegriffen« und in seiner hoch konsensuellen »Qualligkeit« völlig inhaltslos geworden.⁸ Das schreibt Friedrich August von Hayek 20 Jahre später einfach von ihm ab.⁹ Ganz offenkundig hat die politische Nachkriegszeit ›sozial‹ als an allen Fronten programmatisch zustimmungsfähiges Kompromisswort in Westdeutschland etabliert, das die Christen über Nächstenliebe, die Sozialdemokraten über die alte sozialistische Konnotation und die Liberalen über die (angeblichen) Gemeinwohlfolgen individueller Gewinnorientierung einzubinden vermochte. Dass es in den programmatischen Leitbegriffen der alten BRD allgegenwärtig war, ist insofern symptomatisch (»Sozialstaat«, »sozialer Rechtsstaat«, »soziale Marktwirtschaft« etc.). Für wechselnde rhetorische Akzentuierungen gibt ›sozial‹ reichlich Raum, eben weil es für einen weitherzigen semantischen Kompromiss steht.

Der neoliberale Umbau des Wohlfahrtsstaates seit den 1980er und 1990er Jahren hat den positiv evaluierenden Wert von ›sozial‹ zwar vordergründig nicht tangiert, wohl aber zu gravierenden Umakzentuierungen in der Sphäre dessen geführt, was als ›sozial‹ gilt. Programmatisch ist da nunmehr eine Politik, die den Einzelnen in die Lage versetzt, sich auf dem Arbeitsmarkt zu behaupten. »Wir tun zu wenig, damit Menschen aus prekären Milieus ihre Potenziale entfalten können«, schreibt Nikolaus Piper.¹⁰ Das ›Soziale‹ kommt derzeit als Marktermächtigung für den Einzelnen, sei es durch staatliche Ermutigung eigener Bildungsanstrengungen, sei es durch staatliche Subventionierung des Zugangs zum Arbeitsmarkt (Ein-Euro-Jobs, Lohnzuschüsse und andere »arbeitsmarktpolitische Maßnahmen«). Es kommt definitiv nicht mehr als rechtlicher Anspruch auf Sozialhilfe. Als ›sozial‹ gelten paradoxerweise just die Maßnahmen, die den Einzelnen in die Marktatomisierung zwingen.

Was Karsten Fischer als den »semantischen Coup des Liberalismus« bezeichnet:¹¹ das Aushebeln und Umdrehen der asymmetrischen Opposition von ›Eigennutz‹ und ›Gemeinwohl‹ durch das Prinzip (bzw. das Kollektivsymbol) der ›unsichtbaren Hand‹ des Marktes, die das Gemeinwohl dann am nachhaltigsten gefördert sieht, wenn jeder seinen eigenen Nutzen und Gewinn maximiert, wirkt bis heute. Da

›sozial‹ gewissermaßen die Gemeinwohl-Chiffre schlechthin geworden ist, kann in neoliberalen Zeiten nur das für ›sozial‹ gelten, was den Einzelnen dazu bringt, sich dem segensreichen Wirken des Arbeitsmarktes auszusetzen. Jede direkte Gemeinwohlpolitik hingegen gilt entweder als frevlerischer Eingriff in die intrikaten Ordnungsmechanismen der ›unsichtbaren Hand‹ oder als heuchlerischer Versuch, ein Sonder- oder Gruppeninteresse in den strategischen Rang der Gemeinwohl-Notwendigkeit zu erheben. Es gehört in der Tat zu den paradoxen Folgen der neoliberalen Delegitimierung organisierter Sonderinteressen, dass diese (ganz gleich, welche es sind) die Form von Systemimperativen, universellen Moralpostulaten, Standortfragen etc. annehmen müssen, wenn sie im öffentlichen Diskurs Resonanz finden sollen. Zum neoliberalen Frontalangriff auf das *weasle word* (Hayek) ›sozial‹ gehört ja der Topos, jede Gruppe, die ihre Interessen durch Marktinnovationen bedroht fühlt, würde diesen Umstand schnurstracks zum »sozialen Problem« erheben.¹² So werde ›sozial‹ zum gängigen Werkzeug jedweder Neidkommunikation und »soziale Gerechtigkeit« zum Schlagwort aller Gruppen, deren Status im Sinken begriffen sei. Und allen Ansprüchen, die hinter dem Fahnenwort ›sozial‹ vorgetragen würden, sei es gemeinsam, dass sie die emergente Marktordnung der *big society*, der ›großen Gesellschaft‹, als archaische ›Gemeinschaft‹ missverstehen.

Am (natürlich vorläufigen) Ende der Begriffsgeschichte von ›sozial‹ steht aber hierzulande nicht der offene Kampf des neoliberalen Staates gegen gemeinschaftliche Zumutungen, sondern ein Wohlfahrtsstaat, der sich selbst als Garant sozialer Kohäsion inszeniert, indem er moralisch universalisierbare Gruppenansprüche zu individuellen Inklusionsrechten kleinarbeitet und ihnen damit beiläufig die Möglichkeit organisierter politischer Interessenvertretung abschneidet. Auf soziale Wert- und Gemeinschaftsrhetoriken bleibt auch der neoliberale Staat verpflichtet, weil nur sie seine Macht legitimieren. Die Politik der sozialen Atomisierung verträgt sich durchaus mit der erklärten Staatsaufgabe, soziale Kohäsion zu fördern. So erzeugt der Wohlfahrtsstaat die Probleme, die er zu lösen vorgibt, und stellt sich dadurch auf Dauer.

Was das ganze Gebiet des modernen Internationalismus ›sozial‹ (an dem das deutsche Wort partizipiert) kompliziert und unübersichtlich macht, ist die große Zahl der eingebürgerten Lehnübersetzungen aus dem Angelsächsischen und Französischen. Zwar wird Rousseaus *Contrat social* immer noch (konnotativ neutral) als »Gesellschaftsvertrag« ins Deutsche übersetzt, aber zahlreiche andere französische Nennheiten aus Relationsadjektiv und Substantiv erscheinen auch im Deutschen mit ›sozial‹ als Adjektiv: »die soziale Frage« (*la question sociale*), »die soziale Bewegung« (*le mouvement social*), »der soziale Fortschritt« (*le progrès social*) etc. Kanonisch ist in deutschen Nachschlagwerken¹³ die Ansicht, ›sozial‹ sei Ende des 18. Jahrhunderts über das gleichbedeutende französische *social* (das seinerseits vom lateinischen *socialis* abstammt) in das Deutsche gelangt. Das dürfte allerdings nur schwer schlüssig zu belegen sein, zumal es gerade für die evaluative und be-

wertende Bedeutungskomponente einen bedeutenden Vorlauf in der englischen Tradition gibt (*social virtues* bzw. *social passions* bei John Locke, David Hume, Adam Smith). Und während in der geistesgeschichtlichen Tradition von Thomas Hobbes die Individuen Beziehungen untereinander nur eingehen, um individuelle Macht- und Lustgewinne zu erzielen (sie sind von Natur unsoziale Egoisten, die, jeder einzeln, ihre Handlungsmöglichkeiten an den staatlichen Souverän abgeben, der ihnen im Gegenzug Schutz gegen die anderen verspricht, die ja bekanntlich die Hölle sind), sind Lockes Individuen von Natur aus gut, vergesellschaftet und am Wohlergehen ihrer Nächsten interessiert. Das ›Soziale‹ ist bei Hobbes ein Mittel zur Steigerung der individuellen Macht (ganz ähnlich wie in der alten lateinischen Tradition des Wortes), bei Locke, Hume, Smith ein moralischer Zweck. Und selbst Hobbes vergleicht bereits im *Leviathan* die gesellig lebenden Insekten (Ameisen und Bienen) mit den Menschen – nur kommt er zu dem Ergebnis, dass bei den Insekten Gemeinwohl und Privatwohl identisch seien, während aus der natürlichen Konkurrenz der Menschen unweigerlich Neid, Hass und Krieg folge.¹⁴ Es ist gerade diese enorme Bandbreite der Lesarten, die den kommunikativen Mehrwert von ›sozial‹ bis heute prägt.

Siehe auch: *Alternative, Dialektik, Elend, Empathie, Proletarier, Streikbrecher*

ANMERKUNGEN

- 1 Vgl. Hannah Arendt: *Vita Activa*, München 1967, S. 28.
- 2 Vgl. François Ewald: *Der Vorsorgestaat*, Frankfurt a. M. 1993.
- 3 Ebd., S. 419, 427.
- 4 Adolph Geck: *Über das Eindringen des Wortes ›sozial‹ in die deutsche Sprache*, Göttingen 1963, S. 38.
- 5 Vgl. Waldemar Zimmermann: »Das ›Soziale‹ im geschichtlichen Sinn- und Begriffswandel«, in: *Studien zur Soziologie. Festgabe für Leopold von Wiese*, Bd. 1, hg. v. Adolph Geck u. a., Mainz 1948, S. 173–191. Geck: *Über das Eindringen des Wortes ›sozial‹*, S. 38.
- 6 Zimmermann: »Das ›Soziale‹«, S. 173ff.
- 7 [Art.] »sozial«, in: *Brockhaus Enzyklopädie*, Bd. 17, Wiesbaden 171973, S. 612.
- 8 Ebd., S. 173.
- 9 Friedrich August von Hayek: »What is ›social? What does it mean?«, in: ders.: *Studies in Philosophy, Politics and Economics*, London 1967, S. 237–250.
- 10 Nikolaus Piper: »Was heißt hier gerecht?«, in: *Süddeutsche Zeitung*, 15.–17. April 2017, S. 26.
- 11 Karsten Fischer: *Moralkommunikation der Macht*, Wiesbaden 2006, S. 53ff.
- 12 Friedrich August von Hayek: *Die Illusion der sozialen Gerechtigkeit*, Landsberg am Lech 1981, S. 189f.
- 13 Vgl. Hans Schulz/Otto Basler: *Deutsches Fremdwörterbuch*, Bd. 4, Berlin 1978, S. 288–293.
- 14 Vgl. Thomas Hobbes: *Leviathan*, Frankfurt a. M. 1976, S. 133.